

Kirsten Winkelmann

Als
gäbe es kein
Gestern

Roman

The logo for GerthMedien features a stylized black arch above the text "GerthMedien".

Kapitel 1

Sie öffnete die Augen. Da war etwas Helles, Weißes ... Verzweifelt versuchte sie, es scharf zu stellen. Aber je mehr sie blinzelte und anschließend ihre Augen zusammenkniff, desto stärker verschwamm die Fläche zu einer undefinierbaren Masse.

Ein seltsames Grunzgeräusch ließ sie zusammenzucken. Woher stammte es? Was hatte es zu bedeuten? Sie wollte danach fragen ... und da erklang es erneut! Ein Zittern durchfuhr sie. Dieses Geräusch machte ihr Angst. War es überhaupt menschlichen Ursprungs?

Sie versuchte sich aufzurichten, doch gelang ihr das nicht. Etwas hielt sie fest. Etwas tat ihr weh. Aber was? Und wo?

Ein seltsames Gefühl kroch ihre Kehle hinauf. Sie konnte es nicht in Worte fassen, aber es beinhaltete den Eindruck, dass irgendetwas nicht in Ordnung war ... *überhaupt nicht* in Ordnung war.

Hilfe! Ist hier jemand???

Aber es ertönten keine Worte, sondern nur eine Ansammlung dieser schrecklichen, sinnlosen Geräusche.

Und dann folgten noch andere. Etwas klapperte, ein Schatten fiel auf sie. Vor ihr ein Umriss. Eine menschliche Form? Aber kein Gesicht.

Als das Grunzen zum dritten Mal ertönte, schwante ihr etwas ... und das versetzte sie so sehr in Panik, dass sie herumzappelte und ... fortfuhr diese animalischen Grunzgeräusche auszustoßen ...



Als sie das nächste Mal zu Bewusstsein kam, war ihre erste Wahrnehmung ein Duft. Er versetzte sie auf eine grüne Wiese, auf der ein Meer von Blumen blühte. Blauer Himmel mit ein paar wenigen schneeweißen Wolken. Strahlender Sonnenschein. Zitronenfalter, die über das grüne Gras tanzten.

Schön, wollte sie sagen, doch erklang auch dieses Mal nur ein abartiges Stöhnen.

Sie keuchte erschrocken auf und erinnerte sich sofort an das, was sie beim letzten Mal empfunden hatte: Angst. Etwas stimmte nicht!

„Shhshshh“, sagte eine Stimme, die unendlich sanft und freundlich klang. Und als sich gleich darauf eine warme Hand auf ihre Wange lehnte, ebte das Gefühl der Panik genauso plötzlich wieder ab, wie es gekommen war.

Als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt, hob sie eine Hand, umklammerte damit die fremde Hand und hielt sich daran fest.

Die fremde Stimme flüsterte etwas.

Es klang immer noch sanft und melodisch. Vertrauenerweckend. Beruhigend.

Sie versuchte zu antworten, brachte aber nur einen jämmerlichen Laut zustande. Es war, als würde ihr Mund nicht mehr zu ihr gehören. Gehörte überhaupt etwas zu ihr?

Sie befahl ihren Augen, sich zu öffnen. Fast war sie erstaunt, dass sie ihr gehorchten.

Auch dieses Mal war nicht mehr als ein Umriss da. Etwas Dunkles umrahmte eine helle Fläche. Dunkle Haare? Um ein Gesicht? Sie blinzelte verzweifelt gegen den Schleier an, den sie auf ihren Augen vermutete, erreichte aber keine Besserung. Was bedeutete das alles?

Wieder stieß sie einen jämmerlichen Laut aus. Wieder antwortete die Stimme auf sanfte, unverständliche Weise.

War sie in einem Albtraum gelandet? Oder gar in der Hölle?
Die Tränen quollen wie von selbst aus ihren Augen und vernebelten ihr das letzte bisschen Sicht. Das letzte bisschen Hoffnung.

Sie schluchzte auf. Es war ein heiseres, klägliches Schluchzen, das genauso wenig menschlich klang wie all die anderen Geräusche, die sie bis dahin von sich gegeben hatte.

Ich will sterben ... Das war der Sinn dessen, was darin mitschwang.

Aber dann verstummte sie plötzlich, weil doch noch ein Stück Leben zu ihr vordrang.

Töne ... Musik ...

Und obwohl sie kein einziges Wort von dem verstand, was die sanfte Stimme sang, beruhigte dieses Lied sie so sehr, dass sie in einen tiefen Schlaf zurücksank.



Nachdem sie ihr Lied beendet hatte, verließ Karen Scholl das trostlose weiße Krankenzimmer. Als sie auf den Flur hinaus trat, sah sie Arvin am Fenster stehen. Er hatte die Arme vor der Brust verschränkt, starrte nach draußen und schien die Blätter zu beobachten, die der kräftige Herbstwind in Massen von den Bäumen fegte.

Sie ging zu ihm. Ihre Schritte hallten auf dem Linoleumfußboden. „Solltest du jetzt nicht bei ihr sein?“, sprach sie ihn von hinten an. Es war kein Vorwurf in ihren Worten. Nur die Frage.

Arvin rührte sich nicht. Er war ein großer, kräftiger Mann mit dichten dunklen Haaren und einer eckigen, schwarz umrandeten Brille. Im Moment sah er genauso zerknittert aus wie das beigefarbene Oberhemd, das er trug.

„Arvin“, flüsterte Karen und strich mit einer Hand über seinen linken Oberarm. „Hey!“

Arvin reagierte noch immer nicht. Er sah traurig und verloren aus.

„Du bist es ihr schuldig“, mahnte Karen und verlor sich nun ihrerseits in der rotbraunen Blätterpracht, die unten in dem kleinen Park von rechts nach links und von links nach rechts gewirbelt wurde. Sie schauderte ein wenig. Es war nicht schwer, sich die herbstlichen Temperaturen vorzustellen und gedanklich mit diesem kräftigen Wind zu kombinieren.

Jetzt endlich öffnete Arvin den Mund. „Ich kann nicht“, krächzte er heiser. Und dann seufzte er so tief, als wäre er selbst Patient in diesem Krankenhaus. „Verstehst du das?“

„Es ist ein Wunder, dass sie überlebt hat“, sagte Karen und dachte an das bandagierte Etwas zurück, das sie in jenem Bett zurückgelassen hatte. Nichts, aber auch gar nichts daran erinnerte sie noch an die lebenslustige Livia. „Das ist wie ein Zeichen!“

Arvin wandte sich ruckartig zu ihr um. „Unsinn!“, entfuhr es ihm. „Es ist wie eine Strafe!“ Aber als er es ausgesprochen hatte, stöhnte er auch schon auf und drehte sich wieder weg. Im nächsten Moment rammte er seine geballte Faust mit voller Wucht auf die Fensterbank vor ihm.

„Für wen?“, fragte Karen leise.

Arvin brauchte eine ganze Zeit, bis er sich halbwegs wieder gefangen hatte. „Auch für sie!“, gelang es ihm schließlich zu antworten. Seine Stimme war tief und hatte einen vollen, voluminösen Klang. „Ich hab mit den Ärzten gesprochen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie wieder die Alte wird, ist mehr als gering. Wenn es nur das Schädel-Hirn-Trauma wäre ... Aber du hast die Fotos gesehen. Rechts war ihr halber Kopf

eingedrückt. Vielleicht kann sie nicht mehr sprechen. Oder nicht mehr laufen! Oder gar nichts mehr!“

Karen schluckte schwer. Sie war eine hübsche Frau von Anfang dreißig, mit langen rötlich-braunen Haaren und einer guten Figur. Wieder dachte sie an das, was sie eben zu Gesicht bekommen hatte. Verbände, die über den gesamten Kopf verteilt waren und nur die Augenpartie, die Nase, eine Wange und einen Teil des Mundes freigelassen hatten. Strähnige dunkle Haare, die an wenigen Stellen unter dem Verband hervorkrochen. Geschwollene Lider, geschwollene Lippen, eine bläulich aufgeblähte Nase, aus der Schläuche kamen ... Sie schauderte. „Sie röchelt nur“, flüsterte Karen gequält.

„Siehst du! Und das soll ein Zeichen sein?“

„Gott macht keine Fehler“, behauptete Karen.

„Dann erklär mir bitte, was das hier soll!“, brach es aus Arvin hervor. „Es war auch vorher schon schwer genug. Aber das hier ...“ Seine Stimme schien in einem Meer von Schmerz unterzugehen. „Das hier schaff ich nicht.“

Karen schlang ihre Arme von hinten um seine Brust und drückte sich an ihn. „Ich helfe dir ja“, sagte sie leise.

Kapitel 2

Drei Wochen später hatte sich ihr Zustand ein wenig gebessert. Mittlerweile konnte sie Gesichter erkennen – auch wenn sie nicht wirklich scharf zu stellen waren. An den Umrissen, am Geruch und am Klang der jeweiligen Stimmen konnte sie Personen unterscheiden, doch wusste sie weder, in welcher Eigenschaft diese Personen bei ihr waren, noch wie diese

hießen oder was sie von ihr wollten. Natürlich spürte sie, dass die meisten es gut mit ihr meinten. Aber es war furchtbar, nicht mit ihnen kommunizieren zu können. Auch wenn sie sich noch so sehr bemühte, konnte sie nur unverständliche Laute von sich geben. Und umgekehrt war es nicht besser. Was die Personen sagten, verstand sie nicht. Es hatte nur vom Klang her eine Bedeutung für sie. War die Stimme sanft und freundlich, dann ging es ihr gut, wirkte sie hektisch oder gar verärgert, dann fürchtete sie sich.

Der Besuch, den sie jeden Tag am meisten herbeisehnte, hatte die sanfteste und melodischste von allen Stimmen, war umhüllt von einem herrlichen Duft wie von Blumen und hatte ein Gesicht, das von langen rötlich-braunen Haaren umrahmt war.

Sie kam jeden Tag in etwa um die gleiche Zeit. Jeden. Meistens war sie allein, manchmal hatte sie eine zweite Person dabei. Diese war sehr groß und kräftig, mit dunklen Haaren und diesem schwarzen Ding im Gesicht. Aber sie redete nicht und war deshalb uninteressant. Nein, es war die Frau, die ihre ganze Hoffnung verkörperte. Indem sie einfach da war ... sie fütterte ... streichelte ... und für sie sang ...



„Karen“, sagte sie und begann zu strahlen, soweit ihre gespannte Gesichtshaut dies zuließ. Sie merkte selbst, dass der Name aus ihrem Mund noch ein wenig befremdlich klang, aber Karen verstand ihn, und darauf kam es an.

„Hallo“, antwortete Karen und lächelte warm. Sie war gerade erst gekommen, näherte sich jetzt dem Bett und nahm die ihr entgegengestreckte Hand – es war die Linke – in die ihre. Die Rechte lag ziemlich unbeteiligt auf der Bettdecke.

„Wie geht es dir heute Morgen?“ Sie sprach die Worte ganz besonders langsam und deutlich aus, so als spräche sie mit einem kleinen Kind.

„Gut“, antwortete ihr Gegenüber und strahlte immer noch. Karens Hand fühlte sich warm und weich an. Außerdem duftete sie ... na ja, wie die Blumen, die sie mitgebracht hatte. Sie zeigte auf den riesigen Strauß in Karens Hand. „Rosen!“ Sie hätte gern mehr gesagt, wusste aber nicht, wie. *Rosen*, das traf es nicht. Das waren einfach zu wenige Worte für diese Pracht aus apricotfarbenen Blüten, die nicht nur durch ihre herrliche Farbe, sondern auch durch den Wechsel ihrer Farbintensität bestachen und am Rand gänzlich weiß wurden. Sie verlor sich in den Farben und der unglaublichen Schönheit. Spontan entzog sie Karen ihre Hand und berührte die zartweichen Blätter. Neben Karen waren Blumen das Einzige, was ihr etwas bedeutete.

Karens Lächeln verbreiterte sich. „Du hast es dir gemerkt! Das ist toll!“ Sie legte den Blumenstrauß auf der Bettdecke ab, stand auf, ging zum Fenster hinüber und betrachtete die diversen Blumenvasen, die dort standen. Schließlich entschied sie sich für einen Strauß weißer Herbstanemonen. Er war noch nicht wirklich verblüht, zeigte aber erste Anzeichen von Austrocknung. Sie nahm den Strauß aus der Vase, ließ ihn abtropfen und warf ihn dann in den nächstgelegenen Mülleimer.

Im nächsten Moment hatte sie plötzlich das Gefühl, sich umdrehen zu müssen. Und tatsächlich. Die junge Frau in dem Bett hatte ihre Augen von den Rosen losgerissen und starrte jetzt mit traurigem Blick auf den Mülleimer. Karen seufzte. „Du hast schon viel zu viele Blumen hier stehen. Es gibt keine Vasen mehr. Außerdem schimpfen die Krankenschwestern. Das verstehst du doch?“

Der Blick der Patientin wanderte vom Mülleimer zurück zu den herrlichen Rosen auf ihrem Schoß, erhellte sich aber auch jetzt nicht wirklich. Stattdessen hob sie ihre linke Hand und berührte damit nacheinander die Schnittflächen der Rosenstängel.

„Du magst es nicht, dass sie abgeschnitten wurden, nicht wahr?“, fragte Karen leise. „Das versteh ich gut.“ Irgendwie war es ja auch der Anfang vom Ende ... Aber dann versuchte sie, den Gedanken abzuschütteln, ging zum Waschbecken hinüber, tauschte das Wasser aus und platzierte nunmehr die Rosen in der entsprechenden Vase. Anschließend stellte sie die Vase auf dem Nachttisch ab. Um die junge Frau abzulenken, fragte sie: „Welche Blumen soll ich dir morgen mitbringen?“

Die Patientin rappelte sich sofort aus ihrer halb liegenden Position in eine sitzende, wandte sich ihrem Nachttischchen zu und kramte umständlich ein Heft daraus hervor. Karen hatte es ihr mitgebracht. Es war eigentlich nichts Besonderes – nur der Katalog eines Versandhauses für Gartenpflanzen –, aber dennoch ihr wertvollster Besitz. Ohne die rechte Hand zu Hilfe zu nehmen, schlug sie es auf und begann darin zu blättern. Als ihre Augen schließlich zu leuchten begannen, wusste Karen, dass sie die richtige Seite gefunden hatte. „Die“, sagte sie und deutete mit dem Finger auf eine rote Gerbera.

„Gerbera“, nickte Karen und nahm auf einem Stuhl Platz, der links neben dem Krankenbett stand.

„Ger-be-ra“, wiederholte ihr Gegenüber ein wenig nuschelnd. Ihr Sprachvermögen hatte sich in den letzten Wochen zwar gebessert, doch ließ ihr aktiver Wortschatz immer noch sehr zu wünschen übrig. Sie hatte praktisch bei null angefangen und musste alles neu erlernen.

Die Tür wurde aufgerissen. „Mittagessen!“, flötete eine Stimme, die keine der beiden Anwesenden leiden konnte. Im nächsten Moment stürmte Frau Barkfrede ins Krankenzimmer. Sie war eine kleine, runde Person mit kurzen blonden Haaren und einem viel zu resoluten Auftreten. „Es gibt leckere Gemüsesuppe!“

Karens Blick verfinsterte sich. Es war nicht leicht, jemandem beim Essen zu helfen, der seinen Mund kaum öffnen konnte, chronisch appetitlos war und seine rechte Hand nicht unter Kontrolle hatte. Und dann auch noch Suppe???

Die Krankenschwester hatte ein abgedecktes Tablett in der Hand, auf dem eine kleine weiße Dose lag. Als sie sich jetzt dem Nachttischchen näherte, stieß sie schon mal einen tiefen Seufzer aus und nahm dann mit einer verärgerten Geste die Blumen herunter. „Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, dass die Blumen auf die Fensterbank gehören?!“ Anstelle der Blumen landete nun das Tablett auf dem Nachttisch. Dabei klapperte es so laut, dass Karen Angst um die Suppe hatte. Trotzdem biss sie sich auf die Zunge. Sie konnte sich ja schlecht jeden Tag mit Ella Barkfrede anlegen.

„Hier“, sagte Ella und drückte Karen die kleine Dose in die Hand. „Wenn du schon mal hier bist, kannst du ihr ja auch die Tabletten geben, nicht wahr?“

Karens Blick verfinsterte sich noch mehr. Sie war Hebamme und arbeitete auf der Entbindungsstation. Aber jetzt war sie in ihrer Freizeit hier! Dachte sie jedenfalls ... Mit einem tiefen Seufzer öffnete sie die Dose.

„Und heute wird aufgegessen, ja?“

Als Ella Barkfrede zur Tür zurückmarschierte, ahnte Karen diesen Satz so gekonnt mit ihrer Mimik nach, dass ihr Gegenüber zu kichern begann. Beide verstummten allerdings, als sich Ella an der Tür noch einmal umdrehte.

„Stimmt etwas nicht?“, fragte sie spitz.

„In der Tat“, antwortete Karen und deutete schlagfertig auf die geöffnete Pillendose. „Wenn ich hier schon deine Arbeit erledige, möchte ich auch wissen, was ich tue.“ Sie nahm eine große längliche Tablette aus der Dose. „Diese hier sehe ich zum ersten Mal. Was ist das?“

„Ich stelle die Medikamente nicht zusammen“, antwortete Frau Barkfredre unfreundlich. „Das macht Ilona. Du kannst sie gerne fragen, wenn du willst.“ Und mit diesen Worten verließ sie endgültig das Krankenzimmer.

Karen rollte mit den Augen. „Dumme Kuh“, rutschte es ihr heraus.

„Dumme ... *Kuh?*“, wiederholte ihr Gegenüber ein wenig undeutlich.

Karen musste lächeln. „Ich mag sie nicht“, erklärte sie sanft. „Und sie mag mich nicht.“

„Sie doof. Du lieb.“

Karens Gesichtsausdruck wurde wieder weich. „Du bist auch lieb, Livia!“ Aber als sie es ausgesprochen hatte, erschrak sie auch schon.

Ihr Gegenüber reagierte genau so, wie Karen es befürchtet hatte, und schüttelte heftig den Kopf. „Nicht Liva! Nicht Liva!“ Und dabei schlug sie mit der linken Faust auf die Bettdecke. „Ich nicht Liva!“

„Schon gut, schon gut“, versuchte Karen sie zu beruhigen. „Es tut mir leid, dass ich dich so genannt habe! Wirklich!“ Und dann packte sie ihr Gegenüber am Handgelenk und versuchte, ihre heftigen Bewegungen zu unterbinden. Es war nicht gut, wenn sie sich so aufregte. Schließlich war sie erst vorgestern ein weiteres Mal operiert worden. Am Anfang, als es um Leben und Tod gegangen war, hatte man die Knochenbrüche und Gesichtsverletzungen links liegen

gelassen. Jetzt musste all das allmählich aufgearbeitet werden.

Ihre Bewegungen ließen nach. Sie hatte ohnehin nicht viel Kraft. Allerdings fing sie jetzt an zu weinen. „Nicht Liva“, jammerte sie kläglich. Ihre Tränen benetzten den Verband, der immer noch den größten Teil ihres Gesichtes bedeckte.

„Nein, nicht Liva“, bestätigte Karen. „Wir können einen anderen Namen für dich aussuchen. Welchen möchtest du?“

Ihr Gegenüber schniefte und wischte sich mit der linken Hand die Tränen fort. Dann sagte sie: „Karen.“

Karen seufzte tief. „Du kannst aber nicht Karen heißen“, erklärte sie unendlich sanft, „weil *ich* schon Karen heiße.“

„Beide Karen?“

Karen schüttelte den Kopf und dachte einen Moment lang nach. „Wie wär’s mit ... Lara?“ Das war ihrem wirklichen Namen zumindest ähnlich ...

Aber Lara-Livia bekam schon wieder diesen abwehrenden Gesichtsausdruck. Gleich würde sie sich wieder aufregen.

„Also gut“, beeilte sich Karen zu sagen. „Dann heißt du eben Karen. Ich teile meinen Namen gern mit dir.“

Ihr Gegenüber begann zu strahlen. „Karen?“

Karen sah nicht sehr glücklich aus. Aber sie nickte und versuchte tapfer, ihre Bedenken zur Seite zu schieben. Es ging nur um einen Namen ... eine Nebensächlichkeit ...

Oder? Seit ihrem Autounfall war Livia wie ein Kind, das sich selbst erst finden oder zumindest *wieder* finden musste. Wer konnte schon wissen, welche Auswirkungen es haben würde, wenn sie in dieser Phase die Identität einer anderen annahm? „Der Unfall ...“, hörte Karen sich sagen. Sie schauderte und sah noch einmal die Stelle vor sich, an der Livias Wagen von der Straße abgekommen war. Es war ein wenig außerhalb passiert, in einer bergigen Region, am Ende einer

überaus lang gezogenen Linkskurve. Dort hatte ihr Wagen die Leitplanke durchschlagen und war etwa zwanzig Meter in die Tiefe gestürzt. „Kannst du dich daran erinnern?“

Ihr Gegenüber riss entsetzt die Augen auf.

„Vergiss es!“, ruderte Karen zurück. „Lass ... lass uns über etwas anderes sprechen ...“

Die Augen der Patientin begannen hektisch hin und her zu wandern. Karen konnte ihre wachsende Unruhe beinahe körperlich spüren. „Das Mittagessen“, versuchte sie sie abzulenken. „Es wird ja ganz kalt. Komm, wir essen was!“ Sie sprang auf und entfernte die Abdeckung des Tablett.

Kapitel 3

„Irgendetwas stimmt nicht mit ihr!“ Karen klang atemlos. Sie erklomm zusammen mit Arvin die Stufen des Treppenhauses. Außerdem redete sie nun schon seit geraumer Zeit verzweifelt auf ihn ein. Es war Samstag und damit einer der beiden Tage, an denen Arvin sie bei ihren Krankenbesuchen immer begleitete.

„Du hast die Ärzte gehört“, entgegnete Arvin. Im Gegensatz zu seiner Schwester atmete er völlig normal, was wohl daran lag, dass er seit Jahren joggen ging und dementsprechend fit war. „In den vergangenen beiden Wochen ist sie dreimal operiert worden. Drei Vollnarkosen. Und das in ihrem Zustand. So was schlaucht nun mal.“

Karen blieb stehen und stemmte die Hände in die Hüften. „Im Gegensatz zu dir, Arvin“, hielt sie ihm vor, „besuche ich sie jeden Tag. Und deshalb wage ich zu behaupten, dass es nichts mit den Operationen zu tun hat. Es begann ... ich

weiß auch nicht mehr genau, wann das war ... irgendwie schleichend und an irgendeinem Punkt, den ich nicht mehr datieren kann!“

Arvin registrierte erst jetzt, dass Karen stehen geblieben war, und folgte ihrem Beispiel. Als er sich jetzt zu ihr umdrehte, stand er einige Stufen über ihr. Da er ohnehin sehr groß und kräftig war, wirkte er auf Karen wie ein Bär. Dabei war er doch ihr kleiner Bruder und erst neunundzwanzig! „Vielleicht schafft sie es nicht, Karen. Du solltest diese Möglichkeit zumindest in Betracht ziehen.“

„Das habe ich“, fauchte Karen. „Jedenfalls damals, als sie in Lebensgefahr schwebte. Aber jetzt ...“ – ihre Stimme glitt ins Weinerliche ab – „jetzt ist sie doch über den Berg!“

Arvin zuckte die Achseln. „Du hast mir selbst erzählt, was in den Krankenhäusern abgeht“, sagte er müde. „Erst heißt es, sie sind außer Lebensgefahr und dann sterben sie an irgendeiner x-beliebigen Infektion. Krankenhäuser sind regelrechte Brutstätten für die gefährlichsten Keime und Bakterien. Schon allein der Aufenthalt darin ist lebensgefährlich.“

„Aber Livia zeigt keine Anzeichen für eine Infektion“, beharrte Karen. „Sie hat nicht einmal Fieber.“

Arvin hob ratlos die Hände. Dabei raschelte der Strauß Blumen, den er bei sich trug. „Vielleicht ist sie zu schwach, um Fieber zu entwickeln.“

Karen verschränkte die Arme vor der Brust. Gleichzeitig nahm ihr Gesicht einen kampflustigen Ausdruck an. „Wie kannst du nur so gleichgültig sein, Arvin?“, griff sie ihren Bruder an. „Das begreife ich nicht.“

Arvin schluckte, hielt ihrem Blick aber stand. „Ich bin nicht für sie verantwortlich“, knurrte er, „nicht mehr jedenfalls.“

Angesichts dieser Antwort bildete sich ein mitleidiger Ausdruck auf Karens Gesicht. Als sie das nächste Mal sprach, klang es sanft und zärtlich: „Sicher?“

„Ja, sicher“, bellte Arvin, wirbelte herum und flüchtete vor seiner Schwester die Treppe hinauf.



Als die beiden kurz darauf das Krankenzimmer betraten, standen die letzten Worte immer noch zwischen ihnen.

Die Patientin trug nichts dazu bei, dass sich diese Stimmung veränderte. Sie lag apathisch in ihrem Bett und reagierte überhaupt nicht auf ihren Besuch. Nicht einmal, als Karen sie ansprach, zeigte sie eine Reaktion.

„Du hast nicht übertrieben“, bemerkte Arvin.

Karen legte ihre Hand auf Livias Stirn und rief damit zumindest ein leises Stöhnen bei ihr hervor. „Sie ist schweißgebadet“, flüsterte sie Arvin zu.

„So geht das nicht weiter“, seufzte Arvin. „Ich hole einen Arzt.“

„Ich gehe“, entgegnete Karen. Ihr Gesichtsausdruck spiegelte Entschlossenheit, aber auch tiefe Sorge wider. „Und ich werde jemanden holen, der Ahnung hat.“ Sie warf einen letzten Blick auf Livia, riss sich dann los und stürmte eilig in Richtung Tür.

Als sie gegangen war, entstand eine beunruhigende Stille in dem kleinen Raum. Abgesehen von den leicht rasselnden Atemzügen der Patientin war kaum ein Ton zu hören. Arvin verlagerte sein Gewicht unruhig von einem Bein aufs andere, konnte sich aber nicht entschließen, zum Bett hinüberzugehen. Stattdessen wanderte sein Blick unentschlossen von dem Blumenmeer auf der Fensterbank zu seinem eigenen Strauß.

„Kannst ... du mich hören?“, brachte er schließlich heraus. Livia bewegte sich ein wenig, antwortete aber nicht.

„Ich bin's ... Arvin“, setzte er hinzu. Aber auch jetzt reagierte sie nicht wirklich auf ihn. Arvins Unbehagen wuchs. Er sah auf seine Uhr. „Wie lange dauert es denn, einen Arzt zu holen?“, flüsterte er ärgerlich. Eine Minute verging, dann noch eine. Es kam ihm vor wie zwei Stunden.

Als er Schritte auf dem Flur vernahm, wandte er seinen Kopf hoffnungsvoll zur Tür. Aber die Geräusche verlagerten sich nur in die andere Richtung und verschwanden allmählich wieder. „Kein Wunder, dass die Leute in diesem Krankenhaus verrecken.“ Es sollte schwarzer Humor sein, brachte ihn aber nicht einmal zum Schmunzeln.

Tick ... tack ... tick. Er kannte die Sekunden nicht wieder. War dies die gleiche Zeiteinheit, die ihm sonst durch die Finger rann? Allmählich wurde er wütend. Und diese Wut richtete sich gegen seine Schwester. „Du hast mir versprochen, dass ich sie nicht allein besuchen muss“, flüsterte er ärgerlich. „Hoch und heilig versprochen.“

Tack ... tick ... tack. „Oh Mann!“, jammerte er kläglich. Aber es vergingen noch ein paar weitere Minuten, bis sich endlich die Tür öffnete und Karen zurückkehrte.

„Bist du da irgendwie festgewachsen?“, kommentierte sie die völlig unveränderte Szene.

„Wenn du auf die Uhr gesehen hättest“, entgegnete Arvin, „wüsstest du, warum es praktisch vorprogrammiert war, dass ich Wurzeln schlage.“

„Genau da?“, fragte Karen spöttisch, wandte sich aber schon im nächsten Moment dem Mediziner im weißen Kittel zu, der ihr ins Zimmer gefolgt war. Er war noch jung und sah nicht sehr kompetent aus. Dass er klein und schwächling war, konnte Arvin noch akzeptieren, aber musste er sich zu

allem Überfluss auch noch einen Vollbart stehen lassen, der nur stellenweise wuchs?

„Ich habe schon seit geraumer Zeit den Eindruck, dass es ihr schlechter geht.“ Karens Stimme klang wirklich besorgt. „Aber Dr. Kopp nimmt mich überhaupt nicht ernst.“

Der junge Mann fühlte sich sichtbar unbehaglich. Er sah mehrfach zur Tür hinüber und spielte unruhig mit einem silbernen Kugelschreiber. „Und genau das ist der Grund, warum ich gar nicht hier sein sollte, Frau Scholl“, begann er. „Wenn Frau Barkfrede mich hier sieht, weiß es das ganze Krankenhaus. Und wenn Dr. Kopp das erfährt –“

„Trotzdem müssen Sie mir helfen“, beharrte Karen. „Der Patientin zuliebe!“ Sie deutete auf Livia. „Sehen Sie doch mal.“

Ein wenig widerwillig näherte sich der Mann dem Krankenbett, fühlte erst Livias Stirn und dann ihren Puls. Anschließend sprach er sie an. „Können Sie mich hören?“ Als er keine Antwort bekam, holte er eine kleine Lampe aus der Brusttasche hervor, hob eines ihrer Lider an und leuchtete ins Auge. Das Gleiche machte er mit dem anderen. „Holen Sie Dr. Kopp!“, empfahl er schließlich. „Bestimmt wird er seine Meinung ändern.“

„Und wenn nicht?“, entfuhr es Karen.

„Es sind noch einige Untersuchungen notwendig“, wiegelte der junge Arzt ab. „Ich kann doch keine Blutuntersuchung anordnen, ohne dass der zuständige Kollege etwas davon erfährt!“

„Wenn meine Frau stirbt“, meldete sich nun Arvin zu Wort, „werde ich nicht nur Dr. Kopp, sondern auch Sie zur Rechenschaft ziehen.“

Dieser eine Satz und die natürliche Autorität, die darin mitschwang, genügte.